

Stern der Neger

Katholische Missions-Zeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation: Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu

Heft 6

Juni 1938

41. Jahrgang

Wer ist ein Mann? — Der beten kann!

Mannsein und Beten.

Wie ein Märchen will das heute so manchem in den Ohren klingen.

Freilich, die Rede ist alt, daß Beten eine Sache, „ein Gewäsch“ der Weiber sei. Doch solche Rede war nicht so ernst gemeint. Männlicher Leichtsinn, Faulheit und Bräulererei war es, nicht viel mehr. Und wenn es wirklich ernst wurde, haben die „Männer“, die so sprachen, nicht selten mit zitternden Knien gebetet.

Aber darum geht es hier und heute nicht. Jetzt sitzt der Widerstand tiefer. „Mann“ — steht da nicht mehr als Gegensatz zur Frau, sondern soll einfach heißen: Der aufrechte Mensch. Und so wollen auch wir es im folgenden verstanden wissen. Also verkündet man heute mit großem Nachdruck: „Der aufrechte Mensch betet nicht. Er beugt nicht in schwächlicher Knechtsgesinnung sein Knie. Er ist sein eigener Herr. Er wirkt und schafft aus eigener Kraft und ist nicht bereit, sich in icklavische Abhängigkeit einer unsichtbaren Macht zu begeben. Und wo er wirklich Gott als einem übermächtigen Schicksal begegnet, steht er geraden Nackens vor ihm und setzt sich mit ihm auseinander, kämpfend und ringend, um ihn zu besiegen oder ehrenvoll zugrunde zu gehen.“

Freilich, auch diese Rede ist nicht neu und sie ist zum Glück auch nicht so artgemäß „germanisch“, wie Deutschgläubige auch uns glauben machen möchten. Sie steht im Aufruhr Luzifers und im Aufbegehren der Stammeltern am Urbeginn der Schöpfungs- und Menschheitsgeschichte, sie geistert als der ewige Titanenstolz der Menschheit durch die Sagen und Religionen aller Völker und aller Jahrtausende, sie

hat in der griechischen Prometheusage und im deutschen „Faust“ ihren klassischen Ausdruck gefunden, sie dröhnt uns auch aus dem bolschewistischen Gotteshaß entgegen.

Ja mehr noch. Im persönlichen Leben fast aller naturhaft starken Menschen kommen Zeiten der Entscheidung, in denen sie im Bewußtsein ihrer vitalen Kraft „die Last Gottes“ von sich werfen und ganz auf ihr eigenes Können sich verlassen möchten, in denen alles in ihnen sich aufbäumt gegen das demütige Horchen auf den Willen eines allmächtigen Gottes und das Beten als eine Entwürdigung der Persönlichkeit empfunden wird. Die Jahre zwischen Jugend und Reife zumal sind eine solche Zeit, während der auch sonst alle „Last“ der Autorität in Frage gestellt wird.

Wir haben allen Anlaß, den Widerstand ernst zu nehmen. Denn die diese Haltung einnehmen, sind ja zumeist nicht die äußerlich Schwachen, Kleinen, Hilflosen — denen wollen sie ja gerne das Beten überlassen —, sondern Menschen der äußeren Sicherheit und Gesundheit, die eben darauf pochend den Kampf um ihre „Selbstbehauptung“ ruhig glauben aufnehmen zu können.

Und doch sind sie die wahrhaft Schwachen,

weil sie auf der Flucht sind, auf der Flucht vor der Wirklichkeit der Dinge, auf der Flucht vor Gott. Denn Gott ist da, wirklich da. Sie aber wollen ihn nicht sehen, sie ziehen sich eigensinnig auf sich selbst zurück und stecken den Kopf in den Sand, weil sie zu feige sind, über ihr eigenes



Eucharistischer Nationalkongress in Kapstadt, Südafrika. Nach der heiligen Stunde für den Klerus. Beim Portal der Marienkirche haben sich verschiedene Bischöfe und Apostol. Präfecten sowie zahlreiche Priester aus den südafrikanischen Kirchensprengeln eingefunden. Auf der dritten Stufe, hinter Bischof Hennemann, steht der Apostol. Präfect von Lydenburg, Msgr. Mohn, F. S. C. (X) (Kongr.-Archiv.)

kleines Ich hinwegzuspringen und mit ihrem ganzen Sein lobend, dankend und bittend dem zu dienen und die Ehre zu geben, der alles Lebens Kraft und Ursprung ist. Nichts anderes nämlich ist das Beten. Mannestrog nennen sie den Rückzug auf sich selbst. Ob sie nicht wissen, wie sie sich damit selbst offenbaren? Trotz, dieser Trotz, ist ja keine männliche, sondern eine kindliche Eigenschaft, eine Fehlreaktion des Schwachen — so lehrt die Kinderpsychologie —, der sich auf diese falsche Weise der Macht des Starken entziehen will. Wie das trotzige Kind sich zur Wand wendet, damit es den überlegenen Erzieher nicht sieht, und wie es sinnlos schreit und tobt, so kehrt der, der nicht beten will, sich blind ab von Gottes Autorität

hin zur Erde und verkündet mit lautem Getöse, daß Gott ja gar nicht da, daß er selbst Gott, die höchste Autorität sei. Ein Steckenbleiben im kindlichen Entwicklungsstadium ist das, beileibe kein heldenhaftes Mannestum.

Folgerichtigkeit, sagt man, sei eine männliche Eigenschaft. Wie wenig folgerichtig sind diese sogenannten „Aufrechten“ doch. Kaum einer von ihnen wird es entwürdigend finden, daß ein Rekrut vor seinem Stubengefreiten stramm steht. Und sie haben recht; denn der Gefreite ist Vertreter echter Autorität und nie kann es die Persönlichkeit erniedrigen, wenn sie sich echter Autorität in der ihr gemäßen Weise fügt. Aber Gottes höchster Autorität in der ihr geziemenden Weise dem ü-

tig (d. h. mit dem Mut zum Dienen!) betend die schuldige Ehre zu erweisen, beude den Rüdern der Mannhaftigkeit sklavishe Gefinnung. Welch merkwürdige Verwirrung der Geister!

In Wahrheit ist mannhaft, aufrecht und echt nur der, der nicht mehr scheinen will, als er ist, der den Mut hat, der Wirklichkeit des Seins voll ins Auge zu schauen, der sich nicht scheut, die Grenzen seiner Menschlichkeit anzuerkennen und daraus die Folgerungen für sein Leben zu ziehen. Und das bedeutet auch: Beten, mit Gott in die ehrfurchtsvoll ergebene Zweisprache des Kindes zum Vater, des Geschöpfes zum Schöpfer zu treten und so in und mit Gott erst das ganze Leben und die Stärke zum Bestehen des Kampfes mit dem übermütig feigen Ich und dem Teufel zu gewinnen. Wenn Frauen mehr und tiefer zu beten pflegen als die Män-

ner, so ist das nicht, wie mannhafte „Männchen“ es gern darzustellen belieben, ein Zeichen ihrer größeren Schwäche, wohl aber ein Beweis ihrer größeren Wirklichkeitsnähe, die auch Gottesnähe ist. Dem Mann dagegen droht immer die Gefahr, daß er sich zu seinem eigenen Verderben in die Unwirklichkeit seiner Hirngespinnste verliert und sich dann daraus selbst seine Götzen aufrichtet, denen er sklavischer und erniedrigender verfällt, als er Gott jemals gehorchen muß. Er gerade braucht das Gebet, weil er dadurch in der rechten Ordnung der Dinge gehalten und so zum vollen, einzig „männlichen“ Menschsein geführt wird. — Darum nochmals: Wer ist ein Mann? — Der beten kann!

Aus „Junge Christen in der Zeit“. 80. 48 Seiten. Geh. und brosch. RM. — 30. Verlag Laumann, Dülmen i. W., auf das wir empfehlend hinweisen.

Gebetsmeinung im Monat Juni: „Daß die katholische Mission unter den Negern der Vereinigten Staaten größere Fortschritte mache“.

In den Vereinigten Staaten trifft auf zehn Einwohner durchschnittlich ein Neger. Die Negerbevölkerung wohnt vor allem auf beiden Seiten des Mississippi, ferner in den Staaten Virginia, Nord- und Südkarolina, Georgia und Florida.

In den Südstaaten sind die Neger meistens Farmer, Pächter und Landarbeiter; im Norden, wohin sie neuerdings mehr und mehr auswandern, Industriearbeiter. Gegenwärtig bemühen sich die 13 Millionen Neger, denen 108 Millionen andersrassige Menschen gegenüberstehen, um die Lösung ihrer sozialen Frage, die aber ohne die Grundsätze des Christentums nicht befriedigend gelöst werden kann. Das Christentum vermag aber nur in sehr beschränkter Weise seinen Einfluß geltend zu machen. Von den 13 Millionen Negern sind nahezu acht Millionen Nichtchristen, fünf Mil-

lionen gehören den verschiedenen protestantischen Setten an, besonders den Baptisten und Methodisten; nur 250.000 sind Katholiken. Ihrer seelsorglichen Betreuung widmen sich 300 Priester. Sodann arbeiten gegen 1100 Schwestern in der Negermission. Für die Neger sind 263 Schulen vorhanden, die Zahl der Schüler beträgt 35.026.

Eine große Schwierigkeit erwächst dem Werk der Glaubensverbreitung unter den Negern aus dem Widerstreit und Gegensatz zwischen Schwarzen und Weißen. Ungünstig wirkt sich auch aus, daß dem Neger überall die soziale, in verschiedenen Staaten auch noch die politische Gleichberechtigung fehlt. Wir sollen nun beten, daß Jesus Christus, der allen alles geworden ist und bei dem es kein Ansehen der Person gibt, sich in der Liebe seines göttlichen Herzens dieser großen Volksgruppe erbarme.

Der Eucharistische Nationalkongreß in Südafrika.

Vom 9. bis 16. Jänner dieses Jahres fand in Kapstadt ein Eucharistischer Nationalkongreß statt zur Erinnerung an die Ankunft des ersten Bischofs Patrick Raymond Griffith, O. P., in Südafrika vor hundert Jahren.

Ein kurzer Rückblick auf die Vergangenheit der Kirche in Südafrika gibt uns Einführung und Einfühlung in die Bedeutung dieses geschichtlich wichtigen Ereignisses katholischen Lebens und Wirkens in Südafrika.

Das erste christliche Zeichen, ein Kreuz, wurde im Jahre 1485 von Diego Cao in Südwestafrika errichtet. Wenige Jahre danach, 1499, auf der Rückkehr der Expedition Vasco da Gamas aus Indien, wurde zum erstenmal das heilige Messopfer in der Mossel-Bay gefeiert. Am gleichen Orte wurde zwei Jahre später von Johann da Nova ein Kirchlein erbaut. Der Anfang der Eingeborenenmission (1561), der Martertod des Jesuitenmissionärs Gonçales da Silveira nach der Taufe des „Kaisers von Monomotapa“ am Rufengeze (Sambesigebiet) sowie die Errichtung des ersten Kirchensprengels (1612) haben den christlichen Glauben im heidnischen Boden langsam Wurzel fassen lassen.

Aus dem Jahre 1674 stammt die erste

Nachricht von Kindertaufen, 1685 von der Spendung des Bußsakramentes.

Durch die Ankunft der fanatischen Hugenotten (1652) wurde die aufkeimende Saat im Wachstum gehindert, und auf viele Jahre hinaus hören wir nichts mehr vom katholischen Leben in Südafrika. Erst im Jahre 1805 wird die heilige Messe wieder öffentlich gefeiert. Langsam und schüchtern kommt die Kirche wieder an die Öffentlichkeit, bis im Jahre 1838 volles Leben, neuer Mut und frische Tatkraft sie beseelen, infolge der Ankunft des ersten Bischofs Patrick R. Griffith. Folgende Statistik legt lautes Zeugnis ab von der inneren Erneuerungs- und Gestaltungskraft der Kirche, die wie ein Phönix sich stets von neuem aus der Asche erhebt:



Eucharistischer Nationalkongress in Südafrika. Sonntag, den 16. Jänner 1938. Blick auf die Spitze der Eucharistischen Prozession in den Straßen von Kapstadt. (Kongr.-Archiv.)

Bischöfe und Apost.	1388	1863	1888	1913	1938
Präfekten . . .	1	3	7	7	23
Priester . . .	4	17	99	260	739
Ordensleute	—	22	580	1880	5.186
Kirchen . . .	1	24	76	269	1.148
Konvente . . .	—	3	38	136	370
Schulen . . .	2	14	90	316	1.463
Sonst. kirchl. Einrichtgn.	—	—	12	26	383
Zahl der Ka- tholiken . . .	2500	4500	17.050	91.000	481.655

In das Jahr 1850 fällt die Gründung der ersten katholischen Zeitung „The Colonist“ von Bischof Devereux, der bereits in Südafrika geweiht wurde. Diese Zeitung ging 1859 ein. Es folgten ihr verschiedene Zeitschriften und Monatsblätter. Am 16. Oktober 1920 erschien die erste Ausgabe

der noch jetzt bestehenden, gut redigierten katholischen Zeitung „Southern Cross“. Ungefähr um die gleiche Zeit erschienen auch zwei katholische Zeitungen in den Eingeborenen Sprachen Zulu und Sesuto. Einen Markstein in der Kirchengeschichte Südafrikas bildete die Ankunft des Apostolischen Delegaten Erzbischof Bernhard Bijlswijk, O. P., am 30. April 1923.

Kein Wunder, daß angesichts solcher Rührigkeit und großen Erfolge namentlich unter den Eingeborenen — vermehrte sich doch die Zahl der Katholiken innerhalb von drei Jahren um 109.000 — die alte, verrostete und verbissene Hugenottenkirche Gewissensbisse oder besser Anfälle von Neid und Eifersucht bekam. Als der Eucharistische Kongreß angekündigt wurde, beriefen die Hugenotten sofort eine Ver-



Die Eucharistische Prozession. In der Mitte des Triumphzuges befand sich das Allerheiligste auf einem in Gold und Silber glänzenden Prunkwagen. Auf dem Wagen kniend hielt der Apostol. Delegat das Allerheiligste. (Kongr.-Archiv.)

sammlung ein und besprachen sich über die Mittel und Wege, den Kongreß zu hintertreiben, und die einstimmige Ansicht aller war, daß der Kongreß unbedingt verhindert werden müsse, weil erfahrungsgemäß solche katholische Kundgebungen für die Hugenottenkirche große Nachteile und für die römische Kirche eine gewaltige Stärkung zur Folge haben. Ein Gegenfeldzug setzte ein, wie er nur von einer Seite kommen konnte, die das Evangelium der Liebe nur dem Buchstaben, nicht aber dem Geiste nach aufgenommen hatte. Mit Spannung wurde der Kampf verfolgt und mit noch größerer Spannung die Eröffnung des Kongresses erwartet.

Ungünstige Wetterberichte liefen ein. Kapstadt, mehr als tausend Meilen von Lydenburg entfernt, hat gewöhnlich im Sommer (in Europa ist es da Winter) keinen Regen. Gegen alle Erwartung sprachen die Zeitungen in hellem Widerspruch von Schneesturm und Hitzwelle. Für die lange Reise machten wir uns auf beides gefaßt. In Begleitung unseres Hochwürdigsten Apostolischen Präfecten Msgr. Alois Mohn hatten wir, P. Schöpf und meine Wenigkeit, die seltene Ehre, an dieser erhabenen Kundgebung katholischen Glaubens teilnehmen zu dürfen. Bei unserer Ankunft in Kapstadt fielen jedoch weder Schneestürme noch Hitzwellen auf uns nieder, dagegen „sonnten“ wir uns im Glanz all der Bischöfe und Prälaten, die mit dem gleichen Zug ankamen und unter großem Andrang des Volkes vom Bahnhof abgeholt wurden. Vorbereitungen großen Stiles waren für das Wohl der Kongreßteilnehmer getroffen worden, namentlich für die Priester.

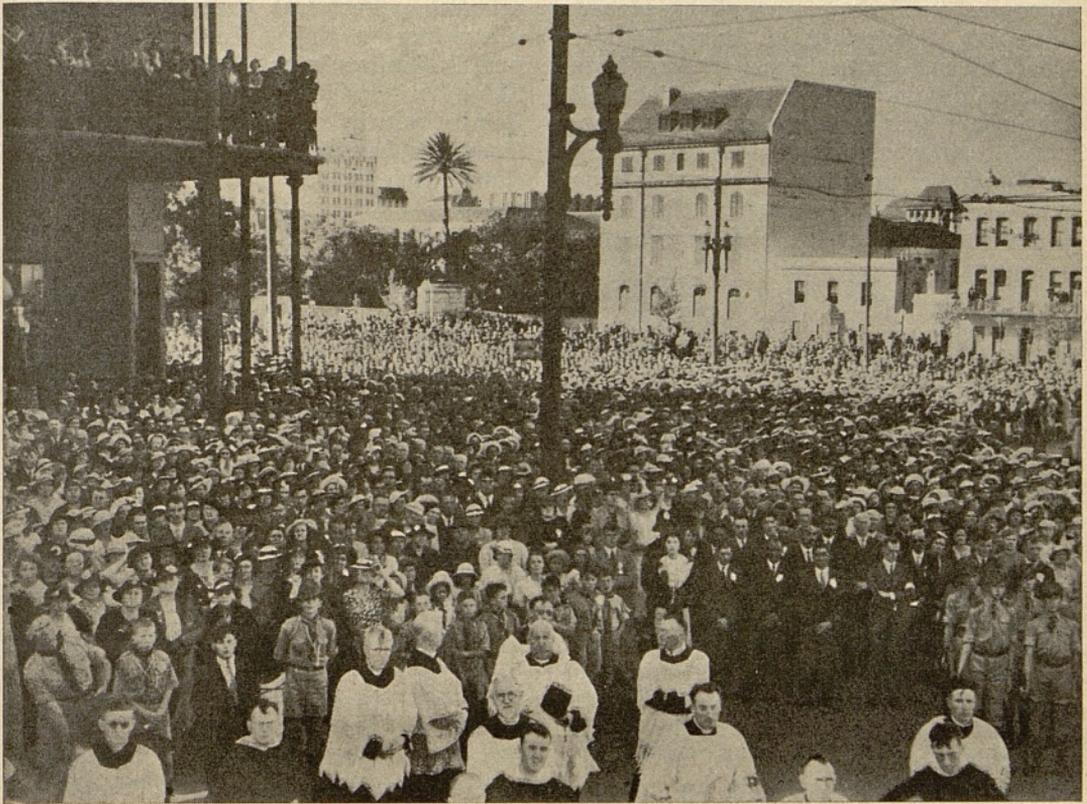
Die Einleitung zum Kongreß bildete die feierliche Eröffnung der Kongreßausstellung durch Bischof Mac Sherry von Port Elizabeth am Vorabend des Kongresses. Historische, kulturelle und künstlerische Werte waren dort in einem verhältnismäßig kleinen Raum bis zur Überfülle zusammengetragen, und Stunden brauchte man, um sich durch die 23 Vikariate und Präfecturen, die alle mit einem reichhaltigen Material vertreten waren, durchzuarbeiten.

Nach dem feierlichen Empfang des Apostolischen Delegaten fand am Sonntag, den 9. Jänner, in einem herrlichen Park ein pontifikales Hochamt statt. Die herbeigeströmten Massen, Katholiken und Protestanten, waren Aug' und Ohr für die einzigartige Prachtentfaltung eines so erhabenen Gottesdienstes und die flammenden Worte eines gottbegnadeten Predigers, der ihnen Christus als den einzigen, wahren Retter und Reformier der Menschheit wieder in Erinnerung brachte.

Im Verlaufe der Kongreßwoche folgten sich abwechselnd weltliche und kirchliche Feierlichkeiten. Jeden Tag Anbetungsstunde vor dem Allerheiligsten, Versammlungen in der Stadthalle mit Vorträgen über Anfang und Entwicklung der Kirche in Südafrika. Der zweite Kongreßtag war von besonderer Bedeutung. Der Bürgermeister von Kapstadt lud die hohe Geistlichkeit zu einem Abend in der Stadthalle ein, was von seiten des Staates eine ehrenvolle Anerkennung der Arbeit der Kirche bedeutete. Für Priester, Männer, Frauen und Kinder waren in der Kongreßwoche besondere Veranstaltungen festgesetzt. Die erhebende Feier für die Kinder verdient hier vor allem Erwähnung. In großen Scharen, Weiße, Mischlinge und Schwarze, in bunte Farben und Trachten gekleidet, zog das Jungvolk auf dem Festplatz ein. Während des Pontifikalamtes sangen die Kinder eine einfache, gut eingübte Choralmesse.

Den Höhepunkt des Kongresses sollte die eucharistische Prozession durch die Großstadt bilden, und mit gespannter Erwartung verfolgten die Kongreßteilnehmer die Wetterberichte. Den Mittwoch und Donnerstag hatte es gegen alle Wetterregel verregnet. Jeder wünschte von Herzen, es möchte dieser Triumphzug des eucharistischen Heilandes in einer gottentfremdeten Stadt zu einem segensbringenden und lichtspendenden Ereignis werden. Wie zu erwarten, hatten unsere Widersacher in ihren Kirchen öffentliche Gebete angeordnet, damit Gott doch auf irgendeine Weise diesen Plan der „roomse Kerk“ vereiteln möge.

Am Sonntag, den 16. Jänner, erstrahlte



Eucharistischer Kongreß in Kapstadt. Die Menge der versammelten Gläubigen harret vor der Marienkathedrale auf den feierlichen Schlußlegen. (Kongr.-Archiv.)

nachmittags die Sonne heller denn je vom wolkenlosen Himmel. Kapstadt sollte nun Zeuge einer so gewaltigen Glaubenskundgebung werden, wie sie nie zuvor in seiner Geschichte stattgefunden hat und wohl auch für lange Zeit nicht mehr stattfinden wird. Die Hauptstraßen wurden für die Prozession freigemacht, der Großstadtverkehr von Dutzenden von Verkehrspolizisten auf ein Mindestmaß beschränkt. Große Stille trat ein. Tausende und aber Tausende von Gläubigen, Klosterfrauen und Priestern zogen in wunderbarer Ordnung betend und singend in feierlich andächtigem Schritt mitten durch eine lautlose, neugierig zuschauende Menge, die sich zu beiden Seiten des meilenlangen Prozessionsweges aufgestellt hatte. Lautsprecher in der Prozession ermöglichten Einheit in Gebet und Gesang. Trotz des großen Ab-

standes vom Ausgangspunkt der Prozession bis zur Kathedrale und der Gliederung in Viererreihen konnte sich der Zug nicht voll entwickeln, die Masse der Gläubigen war zu groß. In der Mitte des Triumphzuges befand sich das Allerheiligste auf einem in Gold und Silber glänzenden Prunkwagen, darüber gespannt war ein Traghimmel. Auf dem Wagen kniend hielt der Apostolische Delegat das Allerheiligste, zu beiden Seiten knieten Diakon und Subdiakon. Sechs Brüder aus verschiedenen Ordensgesellschaften, je drei auf einer Seite, hielten den Wagen ganz unauffällig in langsamem Gang. Vor der Kathedrale angekommen, begrüßt vom Schmetter der Posaunen und dem Brausen der Orgel, wurde das Allerheiligste auf einem hohen Altar ausgesetzt. Ein letztes feuriges Wort aus dem Munde

eines großen Predigers an all die Andächtigen und Reugierigen erwärmte die Herzen für den, der verborgen wohnt unter Brotsgestalt im Sakrament der Liebe. Als der hohe Würdenträger das Himmelsbrot zum Segen erhob, klang noch der Wunsch des Predigers in unseren Herzen, es möge der verborgene Gott, zu dessen Ehre all die Pracht entfaltet wurde, doch immer mehr

erkannt, geliebt und geehrt werden, vor allem hier in diesem Land, wo so viele noch in Finsternis und Todeschatten sitzen. Möge in Erfüllung gehen, was unsere Feinde befürchten, daß viele durch diesen Eucharistischen Kongreß Licht und Gnade finden zum ewigen Heil.

P. A. Baumgart, F. S. C.

Auf froher Fahrt.

Von P. Pius Zeifang.

(Fortsetzung.)

Sonntag, den 28. November. 12. Reisetag.

Advent! Wir sind gewohnt, daß es kalt ist, wenn Advent kommt, wenn die Koratemesen gelesen werden. Wenn der Adventskranz angezündet wird, muß es dunkel sein draußen in der Natur. Und hier kann man sich gar nicht in Adventsstimmung versetzen. Es ist so schwer. Tiefblauer Himmel. 26 Grad Celsius schon vor Sonnenaufgang. Schwer brütet die Hitze auf dem Wasser. Man liegt im Lehnstuhl, weiß nichts anzufangen. Alles so schlapp und müd... — Im Speisesaal ist ein Adventskranz aufgehängt, und an unserem Tisch brennen Kerzchen. Ein Gruß aus der Heimat sollte es sein, meinte der Obersteward, der in liebenswürdiger Weise das Ganze angeordnet hatte.

Nachmittags sahen wir zum erstenmal Delphine. Die Kerle schwammen nur wenig unter Wasser, sprangen dann hoch und einige Meter dahin, tauchten unter und kamen wieder hoch. Waren über einen Meter lang und bis vier Zentner schwer. Sie gingen immer vor unserem Dampfer her, ließen sich von den Wellen erfassen, spielten miteinander. Es waren so fünf- und zwanzig Stück. Von weitem sah man sie schon kommen. War ein feines Schauspiel, bis einer nach dem andern richtig davonging, sich seitwärts ins „Gebüsch“ schlug. Dann ging der Alltag weiter. Der Abend kam und mit ihm der Schlaf.

Montag, den 29. November. — 13. Tag.

Mein Gott, war das eine Hitze schon in aller Frühe! „Von der Stirne heiß, rinnen



Guéno, der Bildhauer. Guéno, der Bildhauer von Korovana auf den Nord-Salomonen, die von den Maristen missioniert werden, hat die Pariser Weltausstellung 1937 besucht und wird auch auf der Vatikanischen Ausstellung des Jahres 1940 vertreten sein. Die Einwohner des an der Ostküste von Bugainville gelegenen Ortes sind vor einem Jahrhundert aus Shortland eingewandert. Sie haben bereits eine Reihe geschickter Bildhauer hervorgebracht.

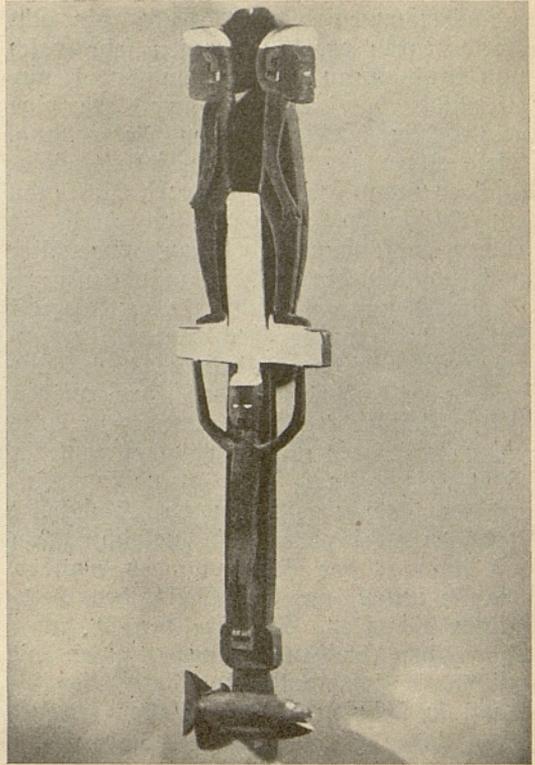
(Fides-Foto.)

muß der Schweiß“, könnte man heute als Motto nehmen. Müde und matt wacht man schon auf. Wie wird erst der Tag werden? — Um 10 Uhr heult plötzlich die Sirene: einmal, zweimal, dreimal. Was ist los? Alles springt. „Ein Mann über Bord!“ Wir erschrecken. Aber nur keine Angst, es ist nur ein Manöver, eine Mannschaftsübung. Ein Rettungsgürtel schwimmt draußen, mit brennendem Licht versehen. Ein zweiter wird nachgeworfen. Das Schiff macht einen großen Bogen, fährt langsamer. Ein Rettungsboot wird hinabgelassen: eine Nußschale gegen unser großes Schiff. Und doch die Hoffnung vieler bei Schiffbruch. Sie rudern auf den Rettungsgürtel zu, kommen ihm näher, fassen ihn. Der „Mann“ ist gerettet, lebt noch, das Licht brennt weiter. Unser Schiff steht still. Die Wellen gehen noch auf und ab. Die Möven haben sich darauf niedergelassen und lassen sich schaukeln. Das Boot hat sich zum Schiff hergekämpft und wird hochgezogen. Die Schrauben fangen an zu arbeiten. Das Wasser schäumt und wallt. Langsam fährt das Schiff weiter. Draußen, weit draußen sieht man noch den Bogen, den unser Schiff gefahren, sonnenbeschienen.

Dienstag, den 30. November. — 14. Tag.

Um 6 Uhr früh lag unser Dampfer vor Freetown. Wir gehen an Deck. Sind nicht ganz am Land, 800 bis 1000 Meter oder noch mehr davon entfernt. Drüben liegt die Stadt, an einem Hügel gebettet, von Grün umgeben, wohin man schaut. Hier sind wirklich lachende, südliche Gesilde. Überall Palmenhaine. Nur schade, daß man nicht Zeit hat, stundenlang Zeit, um dieses Bild in sich aufzunehmen, in sich wirken zu lassen, bis es gleichsam in der Seele eingegraben ist. Aber es herrscht zuviel Abwechslung, zuviel Neues dringt auf uns ein. Nun ja, in die Stadt kommen wir noch, ein Motorboot von unserem Schiff wird uns hinüberführen. So schauen wir uns zuerst das Leben rings um uns an.

Aus zwei riesigen Schleppkähnen wurden Kohlen an Bord gebracht. Riesige Mengen. Die Kohlen waren in Säcke ge-



Wie der Melanesier die Erlösung schaut. Das Zeichen der Erlösung von einem Südsee-insulaner — wohl von der San-Cristopal-Insel herrührend, die zu den Süd-Salomonen gehört — hat verschiedene originelle Sonderheiten. Christus am Kreuz tritt mit seinen Füßen den von den Eingeborenen als Geist verehrten Fisch und trägt auf seinen Armen zwei nackte Kinder des Landes, Mann und Frau, die wohl Adam und Eva als Vertreter der erlösungsbedürftigen Menschheit darstellen. (Fides-Foto.)

füllt. Je zwei Regier faßten einen Sack an, hoben und zerrten ihn ein Stück hoch. Andere nahmen ihn ab, gaben ihn weiter, und so ging es bis in den Schiffsraum hinein. Dabei riefen sie sich immer zu, fangen auch etwas. Meist aber war viel Geschrei. Einige bekamen Streit, hatten aber ebenso schnell ihre Prügel vom Aufseher. So ging es bis zum späten Nachmittag. Zum Essen bekamen sie Maisbrei, den sie mit den Händen aus den Kesseln nahmen. Einige hatten auch Löffel. — Uns interessierten aber besonders einige Regier, die in ihren Einbäumen

herangekommen waren. Sechs bis acht Kerle waren es. Sie kamen sehr rasch und flink voran und hatten dabei nur ein Ruder, das die Form einer Speerspitze zeigte. War höchstens einen Meter lang. Diese Kerle tauchten nach jedem Geldstück, das man ins Wasser warf. Ein Ruck, ein Aufklatschen des Wassers und sie waren verschwunden. Einen Augenblick noch sah man ihre weißen Fußsohlen unter Wasser, dann war Ruhe. Es dauerte oft lange, bis sie wieder hochkamen. Aber immer hatten sie das Geld in der Hand. Sie zeigten es lachend, so daß ihre weißen Zähne sichtbar wurden, dann steckten sie es in den Mund und schwammen auf ihr Boot zu, das durch den Sprung ins Wasser irgendwohin getrieben war. Manchmal sprangen zwei oder drei zugleich. Man sah dann an der Bewegung des Wassers, wie sie unten um den Besitz des Geldstückes kämpften. Wie sie nur so lange ohne Atem bleiben können? Denn oft müssen sie tief hinab. Sind sie wieder im Boot, so schöpfen sie das Wasser heraus. Dazu haben sie eine kleine Schale. Dann singen sie wieder. Zweistimmig! Es klingt nicht übel. Oft singt einer vor und die anderen nach. Dazwischen wieder ein Plumps ins Wasser. Sie winken und rufen und schreien. Einer sang immer: „Let down (Laß herab; das Geld natürlich), let down, du mein Vergnügen, let down, let down, du meine Lust!“ Wir waren erstaunt, als wir diese Melodie des Liedes „Stumpfsinn, Stumpfsinn, du mein Vergnügen!“ aus dem Munde eines Negerers hörten. Melodie und den freilich verstümmelten Text. Bis jemand erzählte, der Vater des Sängers sei einmal in Hamburg gewesen und dort habe er das Lied gehört. Daß es gerade dieses Lied sein mußte! Vergnügt saß er drunten im Boot, dieser Heldentenor in seiner Schar, und sang unermüdet. Dabei hatte er sein kleines Ruder quer über das Boot gelegt und spielte darauf wie auf einem Klavier. Ein anderer hatte außer der Badehose noch Kragen und Kravatte an. Sie trieften vor Nässe, aber das schadete nichts. Sauber bleiben sie beide auf alle Fälle. Und verdienen tun die Kerle nicht schlecht. Einer konnte sich von

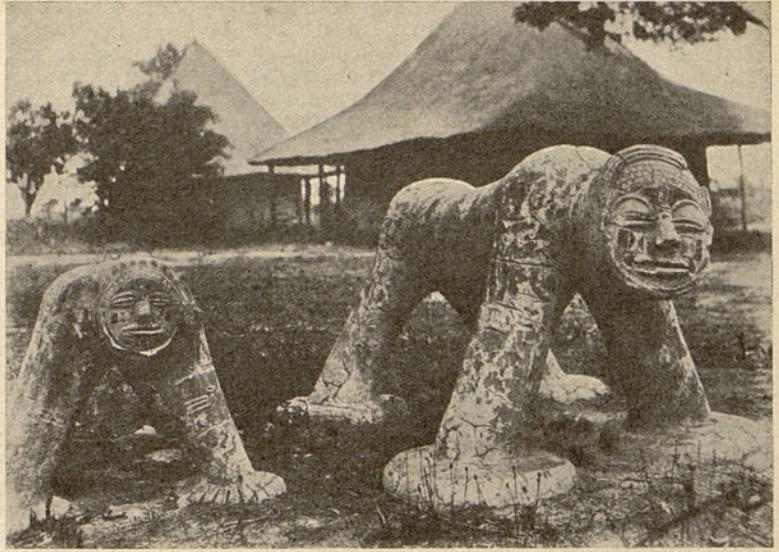
dem Geld sogar eine Autoreparaturwerkstätte kaufen. Tatsache!

Nun wurde es Zeit, an Land zu gehen. Diesmal führte uns das Motorboot des Dampfers hinüber, so daß es unentgeltlich ging. Aber heiß war es, furchtbar heiß. Tropenhelme hatten wir uns nicht gekauft. Was tun? Sportmützen schützen nicht so gut wie ein Hut. So nahmen wir den Hut, ein Taschentuch kam hinein und über den Nacken gehängt. Das schützte auch genügend. Also ins Boot, und hinüber ans Land. Drüben standen die Schwarzen duzendweise da. Jeder wollte uns führen. Wir brachten sie alle davon ab bis auf einen. Der blieb bei uns und war nicht mehr wegzubringen. Und als ich eine Frage an ihn richtete, war es vollends aus. Wir gingen also in die Stadt hinein. Gerieten ins Eingeborenenviertel. Die Läden befanden sich eigentlich auf der Straße. Die Händler saßen vor ihren Waren, die am Boden ausgebreitet dalagen. Die Schwarzen waren in allen Farben gekleidet. Aber auch so, als ob sie alle Fetzen von alten Kleidern zusammengesucht hätten. Junge Mütter kamen uns entgegen, ihr Kind auf dem Rücken in einem Tuche tragend. Manche waren sehr fein und elegant gekleidet. Ihr Gang war dann auch so, daß sie die Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußten. Unser schwarzer Führer war nicht dumm. Als ich einen Brunnen sah und trinken wollte, sagte er, er wolle Besseres zeigen und führte uns vor ein Hotel. Diesmal hatte er sich aber verrechnet. Nun kamen wir in die Viertel der Weißen. Man merkte es schon daran, daß die Straßen asphaltiert waren. Wir traten in die katholische Kirche ein. Klein, aber sehr nett und zur Andacht stimmend. Auch kühl war es hier. Das hatte auch ein Neger herausgefunden, der an einem der Nebentäre saß und schlief. Durch unser Gehen aufgeweckt, fing er schnell an, mit seinem Wedel weiterzukehren und abzustauben.

Da meine schwarzen Schuhe den Tropenanzug unten stark beschmutzten, wollte ich ein Paar weiße Schuhe kaufen. Auch dahin führte uns der Neger. Das heißt, er wollte uns führen, doch ereilte ihn jäh

Der Gott der Jagd.

Kalawe, „Kleiner Jäger“ — Gott der Jagd — soll offenbar durch diese steinernen Ungetüme dargestellt werden. Die Jäger führen vor diesen Gefäßchen Tänze auf und bringen als Opfer blutige Stücke ihrer Beute dar. Franziskanermissionären aus der Mission Lulua-Katanga in Belgisch-Kongo verdanken wir diese interessanten Zeugnisse einheimischer Kunst aus Zentralafrika.
(Fides-Foto.)



das Schicksal. Denn auf einmal kam ein gut gekleideter Neger mit einem Rad auf unsern zu. Ein kurzer Wortwechsel, ein Zufassen — doch unser Führer ist mit einer Geschicklichkeit zurückgewichen wie ein Affe. Da winkt der andere einem schwarzen Polizisten und traurig und resigniert muß uns unser Führer verlassen. Wahrscheinlich war er von seiner Arbeit weggelaufen, um bei uns auf leichte Weise etwas zu verdienen. Nach langem Suchen fanden wir einen Schuhladen und die geeigneten Schuhe, eine Art Tennisschuhe, wie sie hier in südlichen Gegenden getragen werden.

Nun gingen wir wieder zum Hafen zurück. Immer waren Neger da. So viele Nichtsteuer habe ich im Leben noch nicht gesehen. Dann waren wir wieder an Bord.

Um vier Uhr nachmittags waren endlich die Kohlen eingeladen. Unter Gesang zogen die Schwarzen auf den Rähnen ab. Wieder heulte die Sirene, rasselnd stiegen die Anker empor, die Maschinen ratterten, und langsam glitten wir an der Küste entlang. Wie ein Filmstreifen zog die Landschaft an uns vorüber, grün und verlockend. Kurz vor der Einfahrt, die wir verließen, lag ein gestrandeter Frachtdampfer, der dem Land zu nahe gekommen war. Hilflos und drohend zugleich ragten die Masten noch aus dem Wasser empor. — Das Deck, die Schiffswand, kurz alles wurde nun gewaschen und vom Kohlenstaub gereinigt. So kam der Abend und die Sonne sank ins Meer, das auch uns wieder aufgenommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Umschau.

Erzieherischer Wert des Wertes der Glaubensverbreitung unter den Schwarzen.

Trebu (Belgisch-Kongo). Nach einem Wort des hl. Vinzenz von Paul hält bei uns in Europa alles den Menschen ab, sich nur einem kleinen Gesichtskreis zu verschreiben, und zwar die jahrhundertalte Geschichte des Christentums, die großen sozialen Gruppen, die modernen Erfindungen, die Leichtigkeit des Verkehrs, die Presse usw. In Afrika dagegen dient alles dazu, den Schwarzen in seinem Partikularismus zu bestärken, die vielen Sprachen, die

Urwälder, die zu einer Absonderung der kleinen rivalisierenden Stämme führen, das engstirnige Heidentum . . .

Davon werden auch die Christen angesteckt. Und gerade der Glaubenssatz von der Allgemeinheit der Kirche ist den Schwarzen sehr schwer begreiflich zu machen.

Ein Missionär von Bikoro in Belgisch-Kongo erzählt dazu zwei charakteristische Beispiele. Ein Schwarzer, der in Kongo getauft war, verließ seine Heimat und kam schließlich nach Lukolela, wo er krank wurde. Niemand küm-

merte sich um ihn, da er ein Fremder war. Der Missionär wollte ihn beicht hören, aber der Sterbende weigerte sich, wiewohl er sonst guten Willen an den Tag gelegt hatte. Hatte er doch die Frau, mit der er unrechtmäßig zusammenlebte, fortgeschickt. Dem Missionär zeigte er sein sorgfältig aufbewahrtes Taufzeugnis, hatte aber auf alles Zureden immer nur die Antwort: „Ich bin in Kongolo getauft, aber nicht Sie haben mich getauft und unterrichtet . . . Sie sind nicht mein Vater, und ich bin nicht Ihr Kind . . . Mein Missionär ist in Kongolo; wäre er hier, ich würde sofort bei ihm beichten. Aber zu Ihrer Mission gehöre ich nicht und darum können Sie auch nichts für mich tun.“

Eine solche Auffassung, schreibt der Missionär, ist hier ganz gewöhnlich.

Als die Bondji-Leute in Numbi waren, rührten sie sich beim Besuch des Missionärs nicht, auch nicht als der Gong die Christen zur Kirche rief. Am folgenden Tage schwänzten sie regelrecht die Messe und abends, da alle Christen zum Abendgebet gingen, schritten die Bondji unter den Klängen des Tamtam zum Tanz. „Der Vater“, sagten sie, „kam seine Kinder zu besuchen, meint ihr, er sei auch für uns gekommen? Unsere „ta-ta“ sind nicht hier.“

Hier kommt dem Werk der Glaubensverbreitung, der Sammlung zugunsten aller Missionen der Welt eine erzieherische Bedeutung zu. Die Sammlung, so klein sie sein mag, führt den Neubefehrten auf greifbare Weise die tatsächlich bestehende Allgemeinheit der Kirche vor Augen.

So brachten in Numbi-bolobo, wo man ein Hauptgewicht auf die Beweggründe legte, die eine solche Mitarbeit aller Christen rechtfertigen, alle eingeborenen Christen und Katechumenen, Kinder und Erwachsene ihr Missionsopfer. Auch die 1937 von den Zaziristen in Bitoro erzielten Resultate beweisen, daß die Christen allmählich begreifen, christlicher Gemeinschaftsgeist verlangt nicht bloß Opferfreudigkeit, sondern eine universelle Opferfreudigkeit, die an den Grenzen von Stamm und Rasse nicht haltmacht. (Kides.)

Buschmanns Missetat und Sühne.

Will er seinem Vorbild nicht untreu werden, muß der Missionär die Seelen suchen, wo er sie findet; er darf keine verachten, keine, auch wenn es die eines Schächers wäre, vom Paradies ausschließen, wenn nur der gute Wille da ist.

Am 13. Jänner 1938 abends war es, daß der Buschmann Paulus seinen Frevler im Zentralgefängnis zu Windhoek mit dem Tod am Strang sühnte. Und das kam so. Früh verwaist, ohne Geschwister und jeglichen Anhang, hatte er sich dort in der Kalaharisteppie auf das engste an seinen Stammesgenossen Kandora angeschlossen. Die Unzertrennlichen waren auf allen Jagd- und Streifzügen beisammen, nichts konnte ihre Freundschaft sprengen, sie wuchs in Augenblicken der Not und Gefahr. Paulus war noch nicht 21 Jahre alt, und Kandora hatte das 20. Lebensjahr begonnen, da kam das große Unglück. Paulus mag es selbst erzählen:

„Mit Pfeil und Bogen waren wir wieder einmal in froher Stimmung ausgezogen, um das Jagdglück zu versuchen. Erst gegen Sonnenuntergang war es uns günstig. Auf einer Lichtung bemerkten wir fast gleichzeitig den friedlich äsenden Bock und ebenso schnell hatten wir beide mit einem Bogenschuß das ahnungslose Tier erlegt. Bald loderte ein lustiges Feuerchen; wir brieten, schmorten, aßen nach Herzenslust und waren über alle Maßen vergnügt. Da entstand ein ebenso kurzer als wilder Streit über die wichtige Frage, was mit dem Rest des Wildbrets geschehen sollte. Mein Freund war dafür, denselben am kommenden Morgen vor der Heimkehr zu verzehren, ich bestand unter allen Umständen auf sofortiger Verteilung. Und nun weiß ich kaum mehr, was kam — ich glaube, der böse Geist hat mein Herz verhärtet und meine Augen finster gemacht — ich nahm meinen Bogen und sandte meinem einzigen Freund einen vergifteten Pfeil ins Herz. Mit brechendem, vorwurfsvollem Blick sank er am Lagerfeuer um und starb unter meinen Augen. Erst nach geraumer Zeit kam ich zur Besinnung und starr vor Schrecken gewahrte ich, was ich angerichtet hatte. Meine böse Tat trieb mich in die weite, stille Steppe und ich fürchtete die Blutrache meiner Sippe. Fünf volle Monate bin ich umhergeirrt und fand nicht Ruhe noch Frieden. Schließlich wurde das Verbrechen von meinen Stammesleuten entdeckt und der Polizei gemeldet. So wurde ich eines Tages im Busch aufgegriffen.“

Und nun steht der milde, greife Missionär, der schon so viel menschliches Elend und Herzleid hier bei seinen schwarzen Pflegebefohlenen angetroffen, vor dem zum Tod Verurteilten.

„Paulus, wie kamst du darauf, mich rufen zu lassen, damit ich dich unterrichte und taufe? Du bist doch ein Heide?“

„Höre. Lehrer des Gebetes! Von deinen Leuten zogen zuweilen einige durch unser Gebiet; da habe ich mich einigemal heranaeschlichen, um zu lauschen und zu forschen. Ich habe gut zugehört und manches ist in meinem Herzen geblieben. Willst du mir helfen, ein Christ zu werden? Denn als Heide mag ich nicht sterben. Glaube es mir, es tut mir in der Seele weh, daß ich meinen Freund Kandora ermordet habe.“

Das Herz des Missionärs jubelte auf. Wie gern war er bereit, den reuigen Sünder auf die heilige Taufe vorzubereiten. Bedurfte doch das Todesurteil noch der Bestätigung durch den Generalgouverneur der Union, und da konnten Wochen vergehen, bis diese kam. Paulus zeigte großen Eifer und erlernte rasch die hauptsächlichsten Lehren und die notwendigen Gebete. Mit großer Ehrfurcht und Liebe trug er den Rosenkranz um den Hals und hatte ein besonderes Vertrauen zur Gottesmutter. So nahe der Tod der Hinrichtung.

Am 6 Uhr früh wurde der schlichte Altar in der Todeszelle aufgeschlagen. Paulus wurde oetauft und empfing während der heilsten Messe mit rührender Andacht die erste heilige

Missionäre als Straßenbauer.

Die Missionäre sind nicht bloß Apostel, Kündler der Erlösung, sie sind Handwerker, Gelehrte, Geographen, Ärzte und noch vieles mehr. Auf unserem Bild sehen wir einen Naristenmissionär der Nord-Salomonen (Südpazifik) beschäftigt, durch Dynamitsprengungen einer Straßenanlage vorzuarbeiten. (Fides-Foto.)



Kommunion. Eine Weile noch beteten Priester und Neubekehrter zusammen, und dann versprach der Missionär, am Nachmittag wiederzukommen und seinen Schützling auf seinem letzten Gang zu begleiten.

„Du bleibst bei mir, bis ich gestorben bin, nicht wahr? Ich habe keine Angst, bin ruhig und zufrieden und nehme den Tod als Sühne für meine Missetat hin.“ Und so kam es auch.

Um 6.30 Uhr schlug für Paulus die Todesstunde. Die Hände auf den Rücken gefesselt, ging er aufrecht, stark und furchtlos wie ein Held zum Strang.

Dem Missionär aber war es, als ob wieder die Worte vom Kreuz zu hören seien, heute zum armen Buschmann gesprochen: — „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein.“

(Fides.)

Mota Sahib.*

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien.

Von Johann Baptist Müller, S. J.

(Fortsetzung.)

Wenn früh am Morgen die vollen Strahlenfarben der unbarmherzigen Sonne durch die Bäume fallen, ist man bald wieder auf den Beinen. Von neuem beginnt das verzweifelte Ringen mit der unentrinnbaren Tageshize. Nur halb erfrischt, muß man doch wieder den ganzen Tag über ganze Arbeit leisten, um dann wieder eine andere schreckliche, drückende Glutnacht zu erleben. — Glücklicherweise sind die entsetzlichen Hitzemonate vor dem Monsun auch bald überstanden, und dann kommt mit dem einsetzenden Regen endlich die lang ersehnte Erlösung von den Qualen des Tropen Sommers.

16. Ungebetene Sommergäste.

Als hätte man nicht schon genug mit den gewöhnlichen Plagen des Sommers zu tun, stellen sich einmal bei mir auch andere, sehr unwillkommene, unliebame Sommergäste, die

mit Recht gefürchteten Tropenhornissen, ein.

Dieselben sind drei Zentimeter lang, oben dunkelbraun und unter dem Leibe hellgelb und viel verwegener, angriffs-lustiger und giftiger als ihre europäischen Verwandten. Gerade wegen dieser ihrer Gefährlichkeit sind die Marmorfelsen am Narbada-Fluß bei der Garnisonsstadt Jubbulpore, in deren Spalten und Rissen ganze Kolonien von Hornissen wohnen, so berühmt geworden. Dort sind nämlich schon viele Menschen, die zu nahe kamen, zu Tode gestochen worden. Kein Wunder, daß die Eingeborenen einen solch heillofen Schrecken vor diesen Hornissen haben.

In der Schulhofecke zwischen meinem Wohnhause und der anstoßenden Kirche stand ein riesiger Eisenbaum (so genannt wegen seines harten Holzes), der mit seiner mächtigen Krone Haus und Kirche überragte. Nun gefiel es einem Schwarzem solch brauner Gefellen, sich auf diesem Baume anzufiedeln und unter einem dicken Ast sein Nest zu bauen. So ein Hornissenest ist eine 10 Zentimeter dicke

* Der Abdruck erfolgt mit Zustimmung des Verlages Herder & Co. in Freiburg (Breisgau), Baden.

Wabe, die an der unteren Rinde des Astes in einer Länge von etwa 75 Zentimeter befestigt und von einem Ende derselben bis zum andern in kreisförmiger Linie mit starkem Wachs ausgebaut ist, so daß das Ganze aussieht wie ein hängender halber Scheibenkäse.

Dies eine Hornissenmest blieb aber nicht lange das einzige auf dem Baume. Andere Hornissen zog es auch zu diesem Baume hin, und in ein paar Wochen hingen schon acht Nester an den Ästen. Obgleich nun die Hornissen hoch in der Baumkrone wohnten und ihnen niemand zu nahe kam, so schienen sie doch alles, was sich unten bewegte, zum Angriff zu reizen. Wenn ich auch noch so langsam über die Terrasse zu meinem Wohnzimmer oder aus demselben zur Treppe ging, wurde ich doch immer von der einen oder andern Hornisse verfolgt. Sobald sich unten im Hofe die Jungen im Spiele tummelten, war ihnen das auch zu viel, und sie fielen einzeln über sie her und jagten sie auseinander. Zum Glücke kam keiner dabei zu Schaden, und der bald einsetzende Monsun machte dem leidigen Terror ein Ende. Einige Waben fielen im Regenturm herunter, und die übrigen wurden leicht heruntergeholt.

Der Baum war indes nicht vergessen. Er hatte sich den braunen Gefellen als ganz ideale Hochburg erwiesen. Bei Beginn des folgenden Sommers schwärmten daher die Hornissen in vermehrter Zahl in die Krone hinein, und in kurzer Zeit konnte ich zu meinem Schrecken schon 24 Nester zählen. Jetzt wurde die Sache aber doch bedenklich. Ich konnte kaum mehr unbehelligt über meine Terrasse gehen, und im Hofe setzten die grimmigen Unholde immer feindseliger den Schülern zu. — Eines Tages mußten die Schüler und Lehrer aus dem unteren Schulsaal, in welchem drei Klassen waren, jählings hinausflüchten. Was war geschehen? Ein Hornissenschwarm war hineingeflogen und hatte sich am oberen Ende eines Schultafelgestells niedergelassen. Was tun? Schnell mußten Türen und Fensterläden geschlossen werden. Nach gegebener Weisung kroch mein Mali (Gärtner) in den Saal hinein, warf vorsichtig ein großes, lose gewobenes Sacktuch über den Kopfteil des Gestells, band es unten schnell zusammen und entleerte oben über das Tuch eine Flasche voll Phosphorsäure. An diesem Schoppen hatten alle unter dem Tuch versammelten Ausflügler genug. Das Tuch wurde losgemacht, und die ganze dreiste Gesellschaft fiel tot zu Boden, und was sich noch regte, wurde zertritten. Nachdem die so vernichteten Störenfriede hinausgeschafft waren, konnte die Schularbeit wieder beginnen.

Morgens bei der heiligen Messe schwärmten Hornissen auch in der Kirche herum und beunruhigten die Gläubigen. Besonders aber in den Gottesdiensten am Sonntag verursachten sie viel Störung und Unbehagen. Einmal hätte es sehr schlimm werden können. Kommt da am Samstagabend der Sakritan gelaufen

und sagt mir ganz bestürzt: „Swami, ich kann nicht zum Angelus läuten.“ — „Warum denn nicht?“ — „Ja, oben am Glockenseil auf der Orgelbühne hängt ein ganzer Schwarm Hornissen! Wenn ich das Seil anrühre, werde ich gestochen, und der Schwarm fliegt dann in der ganzen Kirche herum, so daß morgen früh sich kaum einer hineinwagen kann.“ — Ja, da mußte unbedingt Wandel geschafft und der Schwarm vernichtet werden.

Zum Glücke war es schon dunkel, besonders in der Kirche. Mit einer Stange, an deren Ende ein petroleumdurchtränkter Lappen befestigt war, ausgerüstet, ging ich mit dem Rüstler auf die Orgelbühne, hielt bei schwachem Kerzenlichte aus einer kleinen Entfernung den Lappen an das Seil im Turme, und der Rüstler hob ihn bis unter den Schwarm und zündete ihn dann mit der Kerze an. Sofort schoß eine große Flamme empor und umhüllte qualmend den Schwarm, der gleich darauf wie ein großer Klumpen auf den Boden fiel. Schnell warf der Rüstler ein altes Tuch darüber und zertrat alles, was darunter war. Nachdem er allen Unrat entfernt und den Boden gereinigt hatte, konnte er doch noch die Angelusglocke läuten. — Es war also wieder einmal gut gegangen.

Das Treiben der braunen Flieger wurde schließlich doch zu bunt. Es mußte etwas geschehen, um sie los zu werden. Man riet mir, Leute aus dem Dschungel kommen zu lassen, die sich auf das Abnehmen von Bienennestern von den Bäumen verstehen. Das tat ich denn auch.

Es kamen also am Abend um acht Uhr, wo es schon finster war, vier Dschungelmänner. Ich versprach ihnen alles Wachs der Waben und noch einen guten Backschisch dazu. Sogleich wurde eine starke Leiter an den Baum angelegt, und einer der Männer, der sich Haupt und Hände gut verbunden hatte, stieg nun hinauf. Am ersten dicken Aste angelangt, kroch er denselben entlang bis dahin, wo er die unterste Wabe, die an einem Aste darüber hing, erreichen konnte. Wegen der Dunkelheit konnte ich ihn von meiner Terrasse aus kaum sehen. Er hatte seine Taschen voll Werg. Er nahm eine Handvoll heraus, zündete das Werg mit einem Streichholz an und hielt die allerdings schwache Flamme unter die Wabe. Aber nur zu bald erlosch die kleine Flamme. Dem Hornissenjäger aber war die Luft vergangen, die Wabe noch mehr zu senken. Er fing an, mächtig zu stöhnen und zu wimmern, und kam ruckelnd den Ast herunter. Die Hornissen hatten ihn gehörig zerstoßen, und er war in Gefahr, herunterzufallen. Einer seiner Begleiter stieg die Leiter hinauf, nahm den Unglücklichen oben in seine Arme und brachte ihn behutsam hinunter. Dieser aber ließ sich unten auf den Boden fallen und jammerte und stöhnte. Die drei Männer sagten entschlossen: „Sahib, diese Bienen sind uns zu gefährlich, — gegen die können wir nichts machen. Behalte alles Wachs und den

Bachschiff und laß uns gehen!" Damit hoben sie ihren Gefährten auf und trugen ihn heim. Hoffentlich ist er nicht infolge der Stiche gestorben!

Es war nun klar, daß mit dieser Methode zur Nachtzeit den Hornissen nicht beizukommen war. Hätte es in der Station eine Wasserleitung mit gutem Druck gegeben, dann wäre es mit Hilfe eines Feuerwehrrschlauches ein leichtes gewesen, den Hornissen mit kräftigen Wasserstrahlen schnell den Garaus zu machen. Allein an diesem Hilfsmittel fehlte es ja gerade. Und bis zur Regenzeit durfte ich nicht warten. Die gefährlichen Stacheltiere mußten aber verschwinden um jeden Preis. Es war höchste Zeit. Da blieb nur das eine Radikalmittel übrig: den Baum umhauen! Dazu war die Zeit ja auch sehr günstig, denn die Maiferien hatten schon begonnen, und die Schule war geschlossen.

Drei Männer machten sich flott an die Arbeit. An einem Tage wurde ein breites, tiefes Loch um den Baum gegraben und die dicken Wurzeln durchgehauen. Am folgenden Tage wurde dem mächtigen Stamm mit schweren Äxten zu Leibe gerückt, so daß am Abend nur noch ein kleiner Teil des Innenholzes übrig war. Aber der Baum wankte noch nicht. Während der folgenden Nacht wurde ich auf einmal durch ein lautes Krachen und einen dröhnenden Fall aufgeweckt. Schnell sprang ich auf, und siehe da, — der herrliche Baum stand nicht mehr. Ziemlich diagonal war er in den geräumigen Hof gefallen und mit dem oberen Teil der Krone dicht neben die Zisternenmauer. Günstiger hätte er gar nicht fallen können. Bei genauer Besichtigung am Morgen zeigte es sich, daß die meisten Nester durch den Fall zerdrückt und alle Hornissen verschwunden waren. Sie haben sich auch nie

mehr sehen lassen. Es tat mir zwar leid um den schönen Baum, aber er mußte unbedingt geopfert werden, um endgültig von der Plage der lästigen stechlustigen Sommergäste befreit zu werden.

17. Ein unerwartetes Krokodilerlebnis.

Ungefähr eine Viertelstunde Weges nördlich von meiner Station fließt der kleine Regenfluß Tapti vorbei. Während der Regenzeit ist er ein reißender Strom und an dieser Stelle breiter als der Rhein bei Köln. An sich ist er ein unbedeutender Fluß, der bei Betul in den Bergen von Behar entspringt und bei Surat an der Westküste in den Indischen Ozean mündet.

Solange er vom Regenwasser hochgeschwollen dahinrauscht, tummeln sich in seinen Wogen viele Krokodile. Da ist es nicht geraten, zu nahe an sein Ufer heranzukommen, weil man leicht von einem dieser Ungeheuer weggeschmippt werden kann. Ein Freund von mir, ein englischer Ingenieur, hatte einen großen Neufundländerhund, der ihn auf seinen Abendspaziergängen zu begleiten pflegte. An einem Abend während des Monsums, wo es gerade nicht regnete, begegnete ich ihm und war erstaunt, ihn ohne seinen Hund zu sehen.

"Wo ist denn Ihr Hund?" fragte ich ihn, "ist er krank?"

"Ach nein", erwiderte er mit bewegter Stimme, "den habe ich gestern abend verloren. Als ich drüben am Tapti mit ihm spazieren ging und er bald vor mir, bald hinter mir herumspwang, hörte ich auf einmal hinter mir einen jähen Schrei. Schnell drehte ich mich um und sah gerade noch, wie ein Krokodil mit ihm im Wasser verschwand."

Sind einmal die gewaltigen Wassermassen

Im Land der Chrysanthemen.

Wie die Tulpe zu Holland, so gehört die Chrysantheme zu Japan. Zwei Franziskanerbrüder aus dem Apost. Vikariat Saporo, der eine Japaner, der andere Deutscher, sind gerade mit der Pflege der schönen, auch bei uns so beliebten Blumen beschäftigt. (Fides-Foto.)



der Regenzeit verronnen, so sieht man vom Tapti nur noch sein von Ufer zu Ufer weit ausgedehntes felsiges Flussbett und ihn selbst in der mittleren Vertiefung als kleines Fließchen mit spärlichem Wasser zwischen den Felsen sich hinstängelnd.

In der Mitte des Flussbettes gewahrt man bald rechts bald links Ausbuchtungen, die wie kleine Teiche aussehen und vom Fließchen gespeist werden. Das sind tiefe Tümpel, in denen sich die Krokodile während der trockenen Jahreszeit aufhalten. Über Tag kommen sie oft heraus, um sich auf den Felsen lang ausgestreckt zu sonnen. Sie lauern dabei aber auch auf Beute. Da sie ganz regungslos daliegen und wegen ihrer dunkelgrauen Farbe und des rauhen Rückens von den Felsen kaum zu unterscheiden sind, so werden sie Tieren und Menschen, die zum Tümpel kommen, um zu trinken oder Wasser zu schöpfen, sehr gefährlich. Sind diese nämlich nahe genug, dann gibt ihnen das Krokodil einen mächtigen Schlag mit dem Schwanz, daß sie ins Wasser taumeln, und hat sie dann im Nu gepackt.

Hat einmal ein solch breitchnauziges Krokodil Menschenfleisch genossen, dann sucht es immer solches wieder zu bekommen. Diese Krokodile nennt man Muggur (sprich mög-ger).

Weil das Krokodilleder so geschätzt ist, gehen manche Europäer darauf aus, sich ein schweres Krokodil zu erlegen, um sich aus seiner Haut ein gutes Stück Leder gerben zu lassen.

So kam eines Sommertages mitten in der brütenden Mittagshitze der Adjutant des Kollektors von Rhandesch, der vor der Stadt sein Visitationslager aufgeschlagen hatte, herangeritten und brachte mir einen Brief von dem hohen Herrn, worin dieser mich dringend bat, schnell hinüberzukommen und mit ihm an den Tapti zu fahren. Er habe den ganzen Morgen einen Subadar (= eingeborener Unteroffizier) am Flusse aufpassen lassen, ob sich ein Muggur auf den Felsen lege. Nun sei gerade einer herausgekommen und liege an der Sonne, und den wolle er sich schießen.

Ich sagte gleich zu, und bald war ich draußen beim Kollektor. Der zweispännige Ponyfarren stand schon bereit. Der Herr legte seine Glintzen hinein, wir stiegen auf, und im Galopp ging's an den Fluß. Der kleine Terrier, der vorn neben dem Fuhrmann saß, war außer sich vor Freude und bellte in einem fort. — „Den Muggur muß ich unbedingt haben“, sagte der sonngebräunte Kollektor, der als guter Schifari (= Schütze, Jäger) bekannt war, „denn ich will mir noch einige gute Krokodillebertaschen machen lassen, bevor ich Rhandesch verlassen muß. Heute ist die Gelegenheit günstig. Und da ich dachte, es wäre für Sie als Naturwissenschaftler interessant, ein solches Vieh in nächster Nähe in seinem Bereich zu sehen, so habe ich Sie rufen lassen. Das Betreten der Felsen im Flussbett ist zwar nicht ohne Gefahr, und wir müssen schon vorsichtig sein. Ich habe aber eine Anzahl

Leute dorthin bestellt, die gut Bescheid wissen, und ich bin sicher, alles wird gut verlaufen.“

Es war gut, daß wir bald am Flusse anlangten, denn da der Karren auf einem Flurwege zwischen den Baumwollfeldern dahinvollte, waren wir ständig in dicke Staubwolken gehüllt. Als wir abstiegen, wurden wir von einer Schar von dienstfertigen Eingeborenen begrüßt, die des Kollektors wegen einen besonders tiefen Salama machten.

„Wo liegt der Muggur?“ fragte der Kollektor den Subadar, der zur Stelle war.

„Da drüben, Durchlaucht, auf dem langen Felsen hinter dem großen Tümpel“, antwortete der Gefragte, indem er mit dem Finger auf die Mitte des Flussbettes wies.

„Und wo stelle ich mich am besten hin, um ihn gut treffen zu können?“ forschte der Kollektor weiter.

„Da vor dem großen Tümpel auf dem Felsen, auf dem jener dicke Block liegt, Suzur. Da steht Eure Hoheit sicher und kann aus nächster Nähe zielen.“

„Gut. Sind auch die Felsen und die kleinen Tümpel auf dem Weg dahin frei von Krokodilen?“

„Ja, Suzur, da ist gar nichts zu fürchten.“

Nun wählte der Kollektor die vier stärksten Männer aus, die uns beide hinübertragen sollten. Je zwei derselben faßten sich fest die Hände, auf die wir uns setzten, und mit den freien Händen hielten sie uns fest in der sitzenden Stellung und trugen uns so recht behutsam durch das seichte Uferwasser, über die Felsen und die kleinen Tümpel hindurch zum bezeichneten Standorte. Darauf zogen sie sich schweigend zurück. Der Kollektor lud seine Doppelflinte schwersten Kalibers, beäugte dann den gegenüberliegenden Felsen und sagte zu mir im Flüstertone: „Sehen Sie, da liegt er, — ein mächtiges Tier!“ — Nur mit Mühe gelang es mir endlich, die Umrisse des Muggur zu erkennen, so sehr schien er ein Stück mit dem Felsen zu sein. Regungslos lag er da wie tot in seiner ganzen Länge. Durch den Block gut gedeckt, legte der Kollektor an, zielte eine Weile und drückte los. Der Schuß trachte gehörig und hatte an der richtigen Stelle eingeschlagen. Die Wirkung war großartig. Der Muggur regte sich nicht. Er war erledigt. Ein dicker Blutstrahl aus der Einschlagswunde hinter dem linken Ohr am Hals strömte in den Tümpel hinab. Der Sicherheit halber gab ihm der Kollektor noch einen zweiten Schuß, so daß noch mehr Blut floß. Der angrißlustige Terrier bellte und bellte vor unbändiger Freude, sprang in den Tümpel und schwamm zum toten Muggur hinüber, stellte sich vor ihn hin und läßte ihn mörderisch an. Wir aber ließen uns nach einer Weile auf einem Umweg zum gegenüberliegenden Felsgrat tragen, um den Muggur näher zu untersuchen.

(Fortsetzung folgt.)